

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur Karl Hendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 23. Juli 1903.

(Nachdruck verboten.)

Gelöste Rätsel.

Kriminalroman von Theo von Blaufensee.

(Fortsetzung.)

„Es war dies auch meine größte Blamage! Ich gebe das zu!“
Ihre Unterhaltung wurde durch ein Pochen an der Tür
unterbrochen.

„Zu ärgerlich! Schon wieder eine Störung!“ brummte
Braun.

Westmann betrat das Bureau.

„Sie wünschen?“ fragte Braun.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Detektiv Braun zu sprechen?“

„Gewiß! Der bin ich.“

„Ich bin ausgeraubt worden! Mein Name ist Westmann,
Zuwelier.“

„Wie? Erzählen Sie!“ rief Braun überrascht.

„Vielleicht wieder ein neuer Streich dieses Serrao!“ fügte
der Kommissär hinzu.

„Ja, ganz recht. Pedro Serrao, sagte er!“ fiel nun West-
mann gleich ein. „Er sagte, ich solle Herrn Braun vielmals von
ihm grüßen. Dieser würde eine große Freude darüber haben.“

„Haben Sie Worte?“ wandte Braun sich dem Kommissär zu.

„Ist so etwas schon dagewesen!“

„Diese Frechheit ist allerdings grenzenlos!“

„Erzählen Sie jetzt alles“, forderte Braun den Zuwelier auf.

Dieser berichtete nun ausführlich von dem Besuch des angeb-
lichen Gochulowsky, dem Ankauf der Schmucksachen, der Fahrt
in die Wohnung des Fürsten. Er erzählte auch das Gespräch, das
hier Pedro Serrao geführt hatte.

Als er geendigt, fragte ihn Braun, ob er vielleicht aus ir-
gend einer Äußerung zwischen den beiden schließen könne, wohin
sich diese nunmehr wenden würden.

Westmann besann sich und sagte: „Wenn ich mich nicht irre,
so sagte der andere zu dem sogenannten Pedro: „Komm, wir kön-
nen gleich zur Bahn fahren.“

„Sollten sie diesmal München endgiltig verlassen haben?“
meinte Braun zu dem Kommissär gewandt.

„Ich glaube es immer noch nicht!“

„Haben Sie in der Leihanstalt schon angefragt, unter welchem
Namen die Sachen verpfändet wurden?“ fragte Braun den Zuwelier.

„Allerdings!“ erzählte dieser. „Dieser Gochulowsky stellte
sich dem Beamten mit meiner Visitenkarte vor und sagte, er brauche
momentan, da er zur Zeit nicht sofort solches erheben könne, Geld
zur Bezahlung einer Nachnahme. Er werde die Sachen längstens
morgen wieder auslösen. Auf diese Mitteilung hin schien es

dem Beamten nicht im mindesten verdächtig, daß so bedeutende
Wertsachen auf einmal verpfändet wurden.“

„Wieder ein Zeichen ihrer Raffiniertheit.“

„Sie haben auch einen Check über 5000 Mark, der in meiner
Briefftasche steckte, eingelöst.“

„Einmal gehen sie doch noch in die Falle!“ rief Braun aus.
Er notierte sich die von Westmann angegebenen Tatsachen und ließ
diesen dann abtreten.

„Die Verbrechen dieser beiden Vurschen häufen sich fort-
während. Sie selbst aber sind nicht zu bekommen. Sie ver-
schwinden immer ebenso rasch, wie sie kamen“, sagte der Kom-
missär.

„Ah! Ich glaube jetzt, dem Morde des Monnard auf den
Grund zu kommen“, rief Braun aus.

„Mich sollte dies sehr interessieren. Erzählen Sie doch!“
forderte der Kommissär auf.

„Die beiden Gauner sind doch fabelhaft geriebene Vurschen.“

„Darauf besteht wohl kein Zweifel mehr“, warf der Kom-
missär ein.

„Gerade diese letzte Tat hat wieder bewiesen, daß die beiden
jeden Streich ausführlich überlegen, ehe sie ihn ausführen. Sie
sind daher auch bei dem Falle Monnard mit derselben Vorsicht
zu Werke gegangen. Alles, was geschehen ist, war raffinierte Be-
rechnung.“

„Etwas rascher!“ unterbrach ungeduldig der Kommissär.

Braun aber fuhr lächelnd, in der Gewißheit seiner Behaupt-
ungen, fort:

„Die beiden hatten durch irgend einen Zufall erfahren, daß
dieser Monnard zu Hause vielleicht Gold besaß und zugleich auf
eine hohe Summe versichert war. Sie beschloßen deshalb, Mon-
nard zu töten, um so in den Besitz der Versicherungssumme zu
gelangen. Um aber bei einer eventuellen Prüfung ein Unrecht
auf das Geld zu haben, wurde der Brief von diesem angeblichen
Pedro Serrao aus Brasilien geschrieben, der dann unter die
Schriftstücke des Monnard gesteckt werden sollte. Da die beiden
aber sehr wohl voraussahen, daß dadurch der Verdacht auch auf
den angeblichen Serrao fallen könnte, verschafften sie sich das
Alibi durch den zweiten Brief und durch die Frankfurter Reise.
Die Tat gelang! Als der Täter — welcher von den beiden es
war, steht ja durch den Frankfurter Bericht fest — die Schreibe-
reien des Monnard durchwühlte, fand er auch den Militärpaß des
Ferdinand Monnard. Eine falsche Legitimation ist für solche Ver-
brecher immer von großem Nutzen und deshalb nahm der angeb-
liche Serrao auch diesen Paß mit sich. Es ging nun alles nach
Wunsch. Der Zeuge Lotter konnte den Täter unmöglich erkennen,

da sie, das heißt, dieser Pedro sich dann später die Haare geschwärtzt und eine Narbe auf die Stirn gezeichnet hatte. Er mußte sonach vollständig unschuldig erscheinen. Als er mich dann später gelegentlich einmal fragte, was er denn zur Erhebung des Geldes nötig habe, und ich ihm alles mitteilte und auch sagte, er müsse unter Vorweis seiner Legitimation das Geld erheben, sonst bekomme er die Summe nicht, beschloß er, den Paß des verstorbenen Bruders zur Erhebung des Geldes zu benutzen. Auf den Namen dieses Pedro Serrao besaß er selbstverständlich keine Legitimation. Seine eigene wollte und konnte er gleichfalls nicht verwenden, da man ihm sonst auf die Spur gekommen wäre. Er erreichte auf diese Weise, was er bezweckte: Wir wissen jetzt nur noch nicht, wie er eigentlich heißt. Als er dann als „Ferdinand Monnard“ das Geld erhoben hatte, verschwanden die beiden auch sofort.“

Braun schwieg und sah den Kommissar voll Erwartung an.

Nachdenklich sah dieser vor sich hin und sagte dann halb und halb zweifelnd.

„Aber der Kopf! Der Kopf!“

„Höchst einfach! Um ihren Plan vollständig durchzuführen und, um möglichst viel Zeit zu gewinnen, galt es doch vor allem, die Polizei nach Kräften zu verwirren. Dies erreichten sie vollständig durch das Verschwindenlassen des Kopfes.“

„Möglich!“

„Es ist so, zweifellos!“

„Es klingt die ganze Geschichte so abenteuerlich!“ warf der Kommissar ein.

„Aber nur so ist das Ganze möglich. Das geben Sie doch zu?“

„Allerdings!“

„Was zweifeln Sie noch?“

„Daß man den Kopf nicht findet!“

Braun zuckte die Achseln.

Der Kommissar meinte schließlich:

„Ihre Geschichte läßt das Abschneiden des Kopfes sehr begründet erscheinen. Aber man muß doch annehmen, daß der Kopf nur beseitigt und dann irgendwo weggeworfen und versteckt wurde. Aber nirgends ist er zu finden. Die beiden Verbrecher müssen doch zweifelsohne auch noch Grund haben, den Kopf so zu beseitigen, daß man ihn unmöglich auffinden kann.“

„Ach, das ist Zufall, daß er noch nicht gefunden wurde! Mehr nicht!“

„Es kann möglich sein, es kann aber auch nicht sein.“

„Sie werden sehen, daß ich mich nicht täusche.“

„Wie wollen Sie mich überzeugen?“ fragte darauf der Kommissar.

„Nun, wenn wir die beiden haben!“

„Ja, wenn!“

„Ich ruhe nicht eher!“

„Ich wäre selbst froh, wenn dieser Fall Monnard bald erledigt wäre! Wer weiß, was die beiden uns noch alles zu schaffen machen.“

„Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.“

„Wenn es aber ein eiserner oder ein zinnerner ist?“ warf der Kommissar ein.

„Einmal wird auch der unbrauchbar.“

„Hoffen wir dies, und zwar möglichst bald.“

XIII.

Ein gewagtes Unternehmen.

Im Erdgeschoß des Eckhauses Vorer- und Brienerstraße befindet sich ein Juwelierladen, dessen Auslagen stets prächtige Schmuckgegenstände und eine große Anzahl eingefasster Brillanten und sonstiger Edelsteine zeigten. Es steht zumeist eine

große Menge von Passanten vor den Schaufenstern, die die Pracht der mannigfaltigen Kostbarkeiten bewundert.

Am einem Septemberabend standen auf der gegenüberliegenden Straßenseite zwei Passanten, die unablässig die Umgebung und das Haus betrachteten. Es waren dies unsere alten Bekannten Pedro und Hans. Sie hatten sich nicht verändert und Pedro trug sich genau so wie bei seinem Erscheinen im Hamburger Hof; ebenso Hans. Nur zeigte die Stirne Pedros nicht die Narbe.

„Hast Du alles genau aufgezeichnet?“ fragte Pedro.

Hans nickte bejahend.

„Du glaubst also, wir könnten es morgen Nachmittag besser ausführen als nachts.“

„Sicher!“ gab Hans zur Antwort. „Wir haben entschieden bessere Chancen. Verüben wir den Streich nachts, dann hat man am nächsten Morgen die Tat entdeckt. Wenn wir aber am Sonntag Nachmittag den Einbruch ausführen, dann haben wir als Vorsprung den ganzen Nachmittag, den Abend, die Nacht und noch die ersten Morgenstunden.“

„Das allerdings! Aber wird man nicht aufmerksam werden?“

„Sicher nicht! Das Haus ist ja wie ausgestorben. Bei schönem Wetter machen die Leute Spaziergänge, da bleibt niemand zu Hause. Außerdem arbeiten wir so geräuschlos, daß man es unmöglich durch die Wände hören kann.“

„Auch von der Straße aus können wir nicht bemerkt werden.“

„Nein! Bei einer solchen Hitze läuft niemand in den Straßen umher. Und die in den Eisenläden befindlichen Gucklöcher schaden uns weniger als bei Nacht. Während nachts jeder vorbeipatrouillierende Schutzmann hineinsieht, kümmert sich am Tage kein Mensch darum. Wer denkt denn, daß am Tage in einen Juwelierladen eingebrochen wird?“

„Jedenfalls aber wird dies unser letzter Streich hier sein!“

„Leider! Denn hier haben wir viel erbeutet.“

Im Juwelierladen wurden eben die Rolläden zugezogen. Es war bereits acht Uhr und Geschäftsschluß.

„So, jetzt acht geben!“ sagte Pedro.

Hans nahm ein Blatt Papier aus der Tasche, auf welchem sich mit Bleistift gezeichnete Pläne und Notizen befanden. Er machte hierauf in seinen Zeichnungen Punkte.

„Erledigt?“ fragte Pedro.

„Ja!“

„Dann können wir wieder gehen?“

Hans antwortete darauf nicht weiter, sondern ging in die Brienerstraße voran.

Am nächsten Tage — es war ein Sonntag — näherten sich die beiden wiederum dem Juweliergehäfte. Die Rolläden waren geschlossen. Beim Vorübergehen sah Pedro wie zufällig in den Laden durch die angebrachten Gucklöcher und sagte dann:

„Es ist alles erhellt. Das ganze Lokal kann man übersehen.“

„Schadet nichts“, war die Erwiderung.

Die beiden hatten scheinbar nichts bei sich, lediglich Pedro trug einen Schirm.

Sie begaben sich durch den Hausgang in den rückwärts gelegenen Hof. Dort zeigte Hans auf ein offenstehendes Abortfenster des ersten Stockes und sagte:

„Dort hinein!“

Vom Boden aus führte an diesem Fenster vorbei ein Blitzableiter zum flachen Dache des Hauses. Nachdem sich nun beide nach allen Seiten prüfend umgesehen hatten, ob sie nirgends beobachtet wurden, kletterte Hans zuerst den Blitzableiter hinauf und zwängte sich durch das Fenster in den Abort. Bald folgte Pedro nach.

Beide lauschten. Aber nichts regte sich. Hans schlich den Gang zur Aborttür vor und horchte. Alles war still. Dann erst öffnete er leise die Türe und sein Blick spähte umher, ob sich irgend etwas zeige, was auf die Anwesenheit von Menschen schließen lasse. Dann huschte er, gefolgt von Pedro, der die Aborttür ebenso leise wieder schloß, über den Wohnungsgang zu einer Vorratskammer, die etwa drei Türen weiter rechts lag.

Raum hatten sie diese betreten und die Türe wieder geschlossen, da hörten sie, wie aus einer Wohnungstür sich ein Geräusch näherte, gleich den Tritten einer Person. Schon konnten sie den schlürpfenden Gang in der nächsten Nähe der Vorratskammer hören. Hans sah Pedro fragend an.

Dieser aber biß die Lippen zusammen und zog ein Messer aus der Tasche, das er stichbereit hielt. Aber die Tritte entfernten sich wieder, sie hörten eine Tür zuschlagen, dann war wieder alles still.

„Wohin jetzt?“ fragte Pedro flüsternd.

„Folge mir nur!“

Die Vorratskammer war vorn angefüllt mit verschiedenen Gewaren. Im Hintergrund aber standen ein paar Reisekoffer und hingen mehrere Kleider. Zwischen diesen und den Fenstern, die gleichfalls auf den Hof mündeten, war ein Zwischenraum von etwa 1 Meter Breite und 2 Meter Länge. Hier kauerten sich beide nieder.

Falls jetzt jemand in die Speisekammer trat, um etwas zu holen, so wären sie gar nicht bemerkt worden.

„Was jetzt?“

„Hier unten ist die Garderobe der im Geschäft Angestellten,“ gab Hans zur Antwort.

„Müssen wir hinunter?“

„Ja!“

Im Flüstertone führten sie dieses kurze Gespräch. Pedro zog nun aus seiner Tasche einen sogenannten Zentrumborher, der dazu benutzt wurde, um ein kreisrundes Loch auszubohren.

„Ist er scharf?“ fragte Hans.

„Er bohrt selbst Eisen an.“

„Arbeitet er leise?“

„Etwas Geräusch macht schließlich jeder.“

„Gut! Machen wir einen Dämpfer.“

Hans zog sein Jackett aus. Pedro setzte den Bohrer an und stellte ihn so, daß das dadurch gewonnene Loch höchstens einen Durchmesser von fünf Zentimetern bekam. Als er ihn festgestellt hatte und nur noch zu drehen brauchte, legte Hans das Jackett so über die Hände und den Bohrer, daß Pedro bei der Arbeit zwar nicht gehindert wurde, aber auch gar kein Geräusch zu hören war.

Pedro hatte nur ein so kleines Loch angebohrt, damit das Aufschlagen der abbröckelnden Mauerstücke keinen zu großen Rärm verursachte.

Die Arbeit ging rasch vorwärts.

Pedro hörte mit Bohren auf. Man hatte nur dumpf und ganz schwach das Geräusch von auffallendem Sand und Steinchen gehört.

„Fertig?“ fragte Hans.

„Ich glaube.“

Hans zog das Jackett wieder fort und nun zeigt es sich, daß das Loch durch den Fußboden und die Decke des Erdgeschosses hindurch führte, so daß man bereits in die Garderobe hinuntersehen konnte.

„Gut so?“ fragte Pedro.

„Ich glaube, es reicht.“

Hans nahm den Schirm zur Hand, drehte ihn möglichst flinn zusammen und steckte ihn durch das gebohrte Loch. Der Schirm, der keine Schließfeder oben hatte, klappte durch einige

rasche Drehungen von selbst auf. Jetzt setzte Pedro den Bohrer wiederum an. Diesmal aber war es ein Loch von 20 bis 30 Zentimeter Durchmesser.

Übermals wurde durch Überwerfen des Jacketts das Geräusch des Bohrers gedämpft. Pedro bohrte, Hans hielt den Griff des Schirmes fest. Die nunmehr abfallenden Brocken fielen jetzt alle in den aufgespannten Schirm, so daß nicht das leiseste Geräusch zu hören war.

Bald war auch dieses Loch fertig. Hans leerte den Schirm.

Jetzt wurde neben diesem noch ein zweites großes Loch gebohrt und dann die Verbindung zwischen beiden durchgedrückt.

So war jetzt eine Öffnung geschaffen, durch welche sich ein Mensch leicht hinunterlassen konnte.

„Jetzt die Leiter!“ raunte Pedro.

Hans zog aus der Tasche eine fest zusammengerollte Strickleiter aus dünnem aber festem Stahldraht. An dem einen Ende der Leiter waren feste, starke Haken, welche Hans fest in den Boden eindrückte und dann die Leiter in den Raum hinunterfallen ließ.

„Lassen wir das Zeug oben liegen?“ fragte Pedro und zeigte auf Schirm und Zentrumborher.

„Ja, wir brauchen sie doch nicht mehr!“

„Glaubst Du?“

„Nach dieser Ausbeute dort unten auf keinen Fall mehr.“

Hans stieg jetzt voran die Leiter hinab. Als er unten auf dem Boden stand, folgte Pedro nach.

Sie befanden sich jetzt im Garderobenraum. Es war dies eine kleine, schmale, vollständig leere Kammer. An der Wand waren einige Kleiderhaken angebracht. Die in den Hof gehenden Fenster waren vergittert. Hans ging nun an die Tür und öffnete diese. Sie war nicht verschlossen. Sie sahen jetzt in den hellbeleuchteten Ladenraum.

Hans zog aus der Tasche schwarzes Gestein, schnitt es mit dem Messer in vier Stücke, bedeutete Pedro hier zu warten, legte sich sodann platt auf den Boden und kroch nach den Schaufenstern vor. Dort angekommen, befeuchtete er das Pflaster und verklebte die Stelle des Glasfensters, durch die man in den Innenraum sehen konnte. Dasselbe Manöver wiederholte er bei den drei übrigen Gucklöchern.

Als er damit fertig war, winkte er Pedro näher zu kommen. Dieser trat jetzt auch ein und die beiden machten sich nunmehr an die Plünderung.

„Die Sachen sind alle eigenartig und wunderbar gearbeitet,“ sagte Pedro, während er eine Schachtel Ringe zu sich steckte.

„Für uns kein Vorteil!“ antwortete Hans. „Wir werden alles Gold einschmelzen müssen. Die Brillanten bringen wir überall an.“

„Zu wenig! Zu wenig! Der Streich ist mehr wert. Nimm auf alle Fälle nur Sachen mit Brillanten. Die anderen Steine haben nicht so viel Wert.“

„Ich möchte nur, der famose Braun sähe uns jetzt bei der Arbeit zu,“ meinte Pedro lachend.

„Ich bin immerhin froh, wenn wir die Stadt glücklich hinter uns haben. Wir haben es hier doch etwas toll getrieben.“

„In wenigen Stunden führt uns ein Schnellzug nach der Schweiz, und dann holt uns kein Braun mehr ein.“

Hans sprengte eben mit der Messer Klinge ein Kästchen auf, das nur ungefaßte Diamanten enthielt.

„Gerrlich!“ rief er halblaut. Der Anblick hatte ihn derart überrascht, daß er fast die Umgebung vergaß.

Pedro näherte sich und sagte sodann: „Das ist ja allein schon ein Vermögen.“

Nachdem sie die vollständige Plünderung durchgeführt hatten, drängte Hans zum baldmöglichsten Aufbruch.

„Auf dem alten Wege?“ fragte Pedro.

„Es gibt keine andere Möglichkeit!“ war die Antwort.

„Vorwärts dann!“

Bald standen sie wieder in der Vorratskammer im ersten Stock.

„Setz vorsichtig, damit wir unbemerkt in den Abort zurückkommen,“ flüsterte Hans.

„Wenn sich aber jemand darin befindet?“

„Verdammt!“ brummte Hans. „Daran habe ich nicht gedacht!“

„Können wir nicht leise zur Korridortür und so auf die Treppe hinausgelangen?“

„Das ist gewagt.“

„Frisch gewagt.“

„Ist auch halb verloren“, unterbrach Hans.

Hans öffnete einen nur geringen Spalt der Tür und horchte. Als sich nichts regte, traten beide hinaus. Da sie Gummischuhe trugen, war selbstverständlich nicht das leiseste Geräusch vernehmbar.

Schon standen sie an der Korridortür. Wenn sie jemand aus der Wohnung kommen sah, waren sie verloren; ebenso, wenn die Tür nicht ohne Geräusch schloß. Hans wollte zögern. Jedes Baudern aber konnte sie verraten.

Er öffnete sehr vorsichtig. Kein Laut. Alles blieb still!

Jetzt standen beide auf der Treppe und atmeten erleichtert auf. Sie waren in Sicherheit.

Als sie die Treppe hinunterstiegen, hätte wohl niemand in ihnen Einbrecher vermutet. Bald waren sie auf der Straße.

„So, jetzt nur noch schnell in die Wohnung, alles gepackt, dann fort!“ sagte Pedro.

„Endgültig!“ fügte Hans bei.

Rasch schritten sie dahin in der Richtung nach der Dachauerstraße zu.

XIV.

Ein Kampf auf Leben und Tod.

Als Pedro und Hans das Haus verließen, hatten sie in der Eile Braun nicht bemerkt, der eben die Barerstraße heruntergebummelt kam. Dieser aber hatte die beiden schon seit langem Gesehenen sofort erkannt.

„Jetzt oder nie wieder!“ dachte Braun und beschleunigte sofort sein Tempo, um die beiden nicht aus den Augen zu verlieren.

Er drückte seinen Hut tief in die Stirn, damit er eintretendenfalls von ihnen nicht sofort erkannt würde. Er hielt sich stets etwa hundert Schritt hinter ihnen. Ein einziges Mal hatte sich Pedro umgesehen, Braun aber hatte sofort eine Wendung gemacht, als ob er die Straße überqueren wolle, damit Pedro sein Gesicht nicht sehen könne.

Als sie sich immer mehr der Dachauerstraße näherten, wurde der Verkehr von Passanten stets lebhafter, so daß Braun jetzt folgen konnte, ohne fürchten zu müssen, daß er erkannt werde.

Dort begegnete er auch einem ihm bekannten Kriminalschutzmann, den er sofort zu sich heranwinkte, ihn in wenigen Worten von allem verständigte und sodann ersuchte, ihm Beistand zu leisten, den dieser ihm auch sofort zusicherte. Braun machte ihn nun darauf aufmerksam, daß die beiden Verfolgten vor nichts zurückschrecken würden, nur um ihre Freiheit zu behalten; es könnte sich dabei also um ihr Leben handeln.

Jetzt bogen Pedro und Hans in einen Hausflur ein. Mit ein paar Sprüngen war Braun so nahe gekommen, daß er sehen konnte, wie die beiden im Treppenschlur verschwanden. Er folgte ihnen leise nach und blieb dann lauschend stehen. Er hörte nun, wie sie in den zweiten Stock kamen, dann in den dritten; leise schließlich er in den zweiten Stock hinauf. Jetzt wurde eine Tür rechts

im vierten Stock geöffnet und dann krachend zugeschlagen.

Jetzt saßen sie fest.

Er trat wieder auf die Straße, verständigte den ihn begleitenden Kriminalpolizisten und rief noch einen in nächster Nähe postierten Schutzmann herbei. Sämtliche drei begaben sich jetzt hinauf in den vierten Stock. An der Tür rechts war ein kleines Schildchen angebracht. „Frau Marie Lang“, las Braun. Es war dies wohl die Wirtin. Er schellte. Sie mußten kurze Zeit warten, hörten aber bald, wie schlürfende Schritte sich näherten. Die Tür öffnete sich und in dem Spalt stand eine kleine dicke Person. Braun machte ihr mit einer Handbewegung sofort ein Zeichen, daß sie schweigen solle und fragte:

„Sind Ihre Zimmerherren zu Hause?“

„Ja! Eben sind sie gekommen!“

„Wir wollen sie sprechen. Wo befindet sich ihr Zimmer?“

„Gleich hier!“ Die Frau zeigte auf eine Tür.

Braun pochte. Seine beiden Begleiter hielten ihre Waffen bereit, falls es zu Tötlichkeiten kommen sollte.

Aber nichts regte sich. Es blieb alles ruhig. Abermals klopfte Braun, und zwar diesmal ziemlich stark. Die im Zimmer Befindlichen rührten sich nicht. Jetzt erst drückte Braun auf die Türklinke, um zu öffnen. Die Tür aber war verschlossen.

Die Wirtin rief nun auch noch, indem sie an die Zimmertür klopfte:

„So öffnen Sie doch, ein Herr will Sie sprechen.“

Wiederum eine totenähnliche Stille. Braun hörte ein leises Geräusch wie das Öffnen eines Fensters.

„Rasch die Tür eindrücken, sie wollen auf das Dach entfliehen!“ rief er flüsternd seinen Begleitern zu.

Drei Körper stemmten sich mit der Last ihrer Leiber gegen die Tür; ein kurzer Widerstand, dann ein Krachen — und die Tür sprang auf — —

Als Pedro und Hans in ihrem Zimmer angekommen waren, hatten die beiden sofort ihre Taschen von den gestohlenen Sachen entleert. Hans holte eine kleine Reisetasche herbei, in die sie die Sachen eiligst verpackten.

„Nun aber rasch fort, sonst versäumen wir schließlich noch den Zug!“ sagte Pedro.

„Die Arbeit wird bald erledigt sein,“ meinte Hans hierzu.

„Auf wie hoch schätzt Du denn alles?“

„Wir lösen mindestens 2—300 000 Mark dafür ein!“

„Dann hat sich das Wagnis ja sehr gelohnt!“ fügte Pedro lachend hinzu.

Sie hörten jetzt, wie geklingelt wurde.

„Wer mag das sein?“ fragte Hans und horchte.

„Wahrscheinlich kommt irgend ein Besuch zur Hausfrau.“

„Pst! Still! Ich höre reden. Sie unterhandeln. Ich kann kein Wort verstehen. Das kann kein Besuch sein.“

Mehrere leise Tritte näherten sich ihrer Zimmertür.

„Ist sie verschlossen?“ flüsterte Hans fragend Pedro zu.

Dieser nickte zur Bestätigung.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zwischen zwei Stühlen.

Eine Hochlandsgeschichte von Lina Leidl.

Hoch droben im Gehänge steht ein einsichtiges Wirtshausl. Als wie wenn es der Wind grad hingeweht hätte, so gefährlich hängt es dran an der vorspringenden Felswand; allzeit geschickt zum Abstürzen. Und doch hat das Häusl schon ein paar Generationen ausgehalten; hält noch ein paar aus, wenn's auf was ankommt. Blitzblank und sauber ist es in und um der Herberge, wie ein paar helle Kinderaugen schauen die spiegelklar gepuzten kleinen Fenster ins Tal hinunter.

Er hat aber auch ein paar Hausfrauen, der Grenzwirt, daß es grad eine Freude ist. Seit sein Annamir — tröst sie unser lieber Herrgott — mit Tod abgegangen ist, was jetzt schon bald ein Duzend Jahr ausmacht, haben ihm seine zwei Dirndl, die Miri und die Burgl, das Hauswesen führen helfen. Freilich, gleich im Anfang, da hat es noch nicht viel bedeutet mit ihrer Hilfe — war auch schier kein Verlangen gewesen, die Miri ist knapp 14 und die Burgl gar grad erst 11 Jahr alt gewesen, derselb wie die Mutter gestorben ist — aber jetzt, jetzt haben sie's hereingebracht. Denn nicht bloß allein im Hauswesen, sondern auch im Geschäft sind dem Wirt seine zwei Dirndl von großem Nutzen gewesen.

Zusbesondere die Miri. Die hat die Gäste angezogen, wie das Licht die Motten. Nicht grad diejenigen, welche dann und wann der Weg am Wirtshäusl vorbeigeführt hat, sind gerne in demselben zugekehrt, auch extra haben die Männerleut die einschichtige Herberg aufgesucht. Keinem einzigen jungen Burschen vom Dorf drunten ist der Aufstieg zu lang und zu mühselig gewesen; alle Tag auf d' Nacht ist die Gaststube eingedrückt voll Leut gewesen.

Wem die Miri mit einem kernigen „G'geg'n Dir's Gott!“ und einem aufmunternden, spitzbüßischen Blick aus ihren tohl-schwarzen Augen den schäumenden Maßkrug vorgefekt hat, der ist ihr verfallen gewesen. So mancher kühne Bergtraxler, der während seiner Sommerfrische den höchsten nur erreichbaren Gipfel zu ersteigen geplant hatte, ist mit diesem seinem löblichen Vorhaben kläglich gescheitert; indem er sich nimmer dem holden Banne der „jottvollen“ Mmlerin, die ihm bei seiner zufälligen Rast im Grenzwirtshäusl den Labetrunk kredenzte, zu entziehen wußte. — Versteht sich, hat die Miri schon längst einen Schatz gehabt; in nicht allzulanger Zeit sollte sie ihren Einzug als junge Bäuerin auf dem Ramsauerbarrenhof halten, worüber der Quirin, so hat der Wirt ihr Bräutigam geheißt, schier ganz stochnärrisch gewesen ist vor lauter Freud.

Die Miri selber, die hat sich nicht so anstellen können da drüber. Es ist ja was Schönes und was Rares gewesen, wenn sie Ramsauerbäuerin werden hat können, von dem ist ja keine Red gewesen — allesamt sind sie ihr neidisch gewesen, die Dirndl vom Tal drunten, um den Quirin sowohl, wie auch um die schöne Herberg — aber, es ist nicht mehr als ihr gutes Recht gewesen, wenn sie ihr Glück gemacht hat. Sie, das sauberste und schneidigste Dirndl weit und breit, das die Hochzeit grad zum Ausklouben haben hat können! Da hätt sie schön dumm sein müssen, wenn sie nicht auch gleich nach dem Saubersten und dem Geldigsten gegriffen hätte!

Gefallen hätten ihr ja noch mehr, nach Umständen sogar besser wie der Quirin, so zum Beispiel der junge Jäger, der erst vor kurzem in den Forst hierher versetzt worden und seitdem schon ständiger Gast im Wirtshäusl gewesen ist.

Wenn sie einmal Frau Försterin werden könnt, die Miri, das wär ihr gar nit zwider. Um den Preis, da hätt sie sogar den Ramsauerhof hinten lassen. Was hat denn auch so eine Bäuerin und mag es noch so eine große sein, Gutes? Ist eine nicht ein geschlepptes, geschundenes Leut für ihrer Lebtag? Arbeit, nit als Arbeit, von aller Herrgottsfrüh bis in die geschlagene Nacht! Da hat so eine Försterin schon ein ganz anderes Leben; eine solche kann sich gute, müßige Tage austun, grad so viel wie sie es freunt!

Na ja, wer weiß, wie es sich noch schicken will! Wenn sie dem Jäger recht schön tut . . . Versteht sich, darf er nichts merken davon, daß sie eh schon einen Schatz hat, so wenig als der Quirin vorderhand was spannen darf, daß sie mit dem Jäger anbandelt . . .

Weil man's halt doch nicht allemal zum voraus wissen kann, wie sich eine Sach rausgeht. Nicht daß sie nachher auf d' lezt zwischen zwei Stühlen sitzen tät . . .

Und sein hat sie es durcheinander gebracht, wirklich sein. Na, sonst hätt sie ja kein so schlaues, durchtriebenes Leut sein müssen!

Also der Quirin, dem die häufige Einkehr des Jägers allerdings ein wengerl auffällig gewesen ist, der hat sich eingebildet, daß dieser wegen der Burgl so oft zuspricht und der Jäger, der ist wegen der often Besuche des Quirins auch auf dem gleichen Glauben gewesen; denn die Miri, die hat allen zweien diese Ansicht beigebracht. Und im Grund genommen, wär dies gar keine so unwahrscheinliche Annahme gewesen.

Die Burgl, die hat ihrer Schwester nicht viel an der Schönheit nachgegeben; nur daß sie es nicht so wie diese verstanden hat, ihre Reize in ein möglichst vorteilhaftes Licht zu rücken. Überdem ist sie, obwohl sie um drei Jahre jünger gewesen ist, viel ernster und gesekter gewesen, wie die Miri. Während diese ihre ganze Zeit der Unterhaltung der Gäste gewidmet hat, hat sich die Burgl nur wunderfellen in der Gaststube blicken lassen. Sie ist alleweil lieber für sich allein in der Küche oder im Ruchstall draußen gewesen und hat dabei vor sich hin sinniert. Zu

sinnieren und zu denken hat sie überhaupt so viel gehabt und zu kümmern und zu sorgen nicht viel weniger.

Besonders über den einen Punkt, da ist sie gar nicht drüber naus kommen: über den Quirin.

An den hat sie Tag und Nacht denken müssen, ihr ganzes Sinnen und Trachten und ihre ganze Lieb hat sich ihrem der-einstigen Schwager zugewendet. Sie hat ja dagegen ange-kämpft, tapfer und standhaft, mit allen ihren schwachen Kräften hat sie sich gegen diese sündhafte Liebe gestemmt, aber leider Gottes hat es nicht viel gefruchtet. Für seine innersten Gedanken und Empfindungen kann halt eins nichts!

Ja, wenn es die Miri wert gewesen wäre, daß sie der Quirin so gern gehabt hat, nachher hätt die Burgl sich doch noch leichter drüber hinweggesetzt, aber täglich und stündlich mit ansehen müssen, wie das leichtsinnige, flatterhafte Dirndl den ahnungslosen, krenzbraven Burschen hintergeht, und nit sagen dürfen dazu — das hat ihr schier das Herz abdrückt.

Weil er dies wirklich nicht verdient hat, der Quirin, wirklich nicht. Die Burgl hätt sich nicht leicht einen bravern und natür-lich auch keinen schönern Bursch rausfinden können und wenn sie von drei Landgerichten zusammen die Wahl gehabt hätte. Nicht den kleinsten Fehler und Makel hat sie an dem heimlich Geliebten entdecken können. Daß er ein wengerl auf der hitzigen Seite ge-wesen ist, dies hat ihr nicht viel verschlagen, dafür ist er darnach, wenn der „Kumpel“ müber gewesen ist, wieder die gute Stund selber gewesen. Sie wär schon ausgekommen damit, da wär ihr nicht leid gewesen. Und auch die zweite Untugend, die der Quirin noch an sich gehabt hat, ist nicht von Belang gewesen, zu-dem hat die eins bei jedem andern Burschen auch mit in den Kauf nehmen müssen: das Wildern, das malefizische.

Aber das ist halt so eine alte Erbünde! Das liegt jedem Oberlander schon vom Mutterleib an im Blut. Es darf einer noch so gut gestellt sein und Geld grad nach der Schwere haben, gejagert muß werden! Wann auf d' Nacht der Mond so schön hell scheint und alles so mäuserlstaft ist draußen, daß Du ein jedes Blatt zu Boden fallen und schier Dein eigenes Herz klopfen hörst, da leidet es keinen richtigen Gebirgler daheim. Da wird der Schießprügel hervorgeholt aus dem sicheren Versteck, in dem er tagsüber vor unberufenen Blicken verborgen gelegen hat und da wird auf den Anstand gegangen. Muß gegangen werden und wenn es neunmal gefehlt ist! Die Zeit und die Stund ist noch nicht angebrochen im Tyrolerlandl, in der sichs vormachen lassen, daß unser Herrgott die Hirchen und Gamsen und das sonstige Wildzeug nur für die Könige und die Fürsten und für die Grafen und Barone geschaffen hat. So lang als die Bauern sich den Wildschaden auf ihren Wiesen und Feldern gefallen lassen müssen, so lange glauben sie sich auch im Recht, wenn sie sich dafür auf ihre Weise zu entschädigen suchen.

Eben heute hat die Burgl wieder ihren „spinnenden Tag“ gehabt, wie die Miri sich über deren stilles, nachdenkliches Wesen oft geäußert hat. Leicht eine Stunde ist das Dirndl schon regungslos, in tiefste Gedanken versunken draußen vor dem Wirtshäusl auf der G'redbank gesessen und hat es kaum beachtet, daß die Miri in Gesellschaft des Jägers von daheim fort ist. Erst wie sie eine frische, kecke Stimme gefragt hat:

„Auf was studierst denn wieder, han Burgl?“ ist sie aus ihrem Sinnen aufgeschreckt und wie sie gesehen hat, daß der Gegenstand ihrer wachen Träume, der Quirin, einen mordsgroßen Strauß von Amenrausch und Edelweiß in den ungeflachten, schwieligen Händen haltend, leibhaftig und wie aus dem Boden gewachsen vor ihr gestanden ist, da ist das arme Dirndl erst wieder recht verwirrt und geistesabwesend worden.

„Ist die Miri drin in der Gaststube?“ hat der Bursch sich erkundigt.

Jetzt ist der Burgl ihre Verlegenheit aufs neue wieder ge-ftiegen. Sie hats doch dem Quirin nicht sagen können, daß ihre Schwester den Jäger fortbegleitet hat! Wenngleich sie eigentlich keine Schonung verdiente, das falsche, hinterlistige Leut. Aber um den Quirin hätte es ihr leid getan, den hätte sie durch eine derartige Mitteilung nicht kränken wollen.

Sie hat deshalb ganz verwirrt hervorgestottert: „Ja — nein — für den Augenblick ist die Miri grad nit da, aber sie muß jede Minute kommen, schätz ich.“

„Na — ich kann mich nimmer lang aufhalten. Da — gib' ihr Du den Buschen und sag dazu einen recht schönen Gruß vom mir!“

Da überreicht der Quirin der Burgl den Strauß, schultert dann das Gewehr ein wenig hoch und schickt sich wieder zum Fort-gehen an.

Mit wehmütigem Seufzer betrachtet das Dirndl die aus-nehmend schönen Edelweiß. Mit welcher Mühe und Gefahr mochte sie der arme, betörte Bursche gepflückt haben und wie achz-los würde die Miri sie beiseite legen! Was hätte sie, die Burgl

nicht alles drum gegeben, wenn dieser Liebesbeweis ihr gegolten hätte!

Über diesen Gedanken und Erwägungen faßt das liebes-
ranke Dirndl mit einem Male eine unbestimmte Angst. Wie,
wenn der Quirin auf das Paar da draußen stieß? Das nahm
keinen guten Ausgang dann, dafür war der Bursch viel zu hitzig.
Sie mußte diese Möglichkeit zu verhindern suchen. Deshalb raffte
sie sich endlich auf und hielt den Abgehenden zurück.

„Du, Quirin, ich hätte eine Bitt an Dich!“

„So — was denn wohl für eine?“ erkundigt der sich um-
wendend.

„Geh nimmer jagen!“

Mit gefalteten Händen und flehenden Augen verstellt sie
dem Burschen den Weg. In ihrer Aufregung und Angst um den
Geliebten hat die Bursch ganz vergessen, daß dieses sich doch gar
nicht schickt für sie, daß sie überhaupt kein Recht zu dieser Bitte hat.
Auch dem Quirin scheint ihr Gebahren auffällig; ganz erstaunt
schaut er, der gutding um anderthalb Köpfe größer ist, zu ihr
nieder. Ja, wenn es die Mirl gewesen wäre, die ein solches Be-
gehren an ihn gestellt hätte! Aber auch da hätte er sich noch be-
fassen müssen.

„Du — dies weißt Du fein mit, was Du da für eine For-
derung an mich stellst, gelt nein? Sonst tätscht es gut sein lassen.
Schau — das Jagern, das ist eine solche höllische Freud, gar nit
zum Sagen! Grad mit der Mirl hab ich noch mehr Freud, sonst
mit nix mehr auf der Welt.“

„O mein armer Bua, Du! wannst es wissen tätscht, wie schlecht
daß Dir Deine große Lieb gelohnt wird, da tätscht anders schauen!“
denkt sich die Bursch. Dann bittet sie weiter:

„Quirin — ich bitt Dich gar schön — wenigstens heut geh
nit zum Jagern! Schau, wie leicht, daß Dir was zustoßen könnt
dabei!“ Sie kann ihre Angst, ihre große unsinnige Angst kaum
mehr verbergen.

„Geh, geh!“ lacht der Bursch sie aus. „Was könnt denn
unserem leicht zustoßen?“

Dann noch ein treuherziges: „Gute Nacht, Bursch!“ und da-
hin stapft er.

Nach Quirins Weggang begibt sich das Dirndl ins Haus
zurück, in die Gaststube, die heut ausnahmsweise ziemlich leer ist.
Nur ein paar Holzstühle sitzen hinten am Ofentisch zusammen.
Auf deren derbe Späße jetzt, in dieser Stimmung einzugehen,
verursacht ihr nahezu Pein, zumal sie sich vor der immer mehr
aufsteigenden und überhand nehmenden Angst kaum mehr zu
helfen weiß.

Schließlich wird es ihr in der niederen, dumpfen Gaststube
zu eng, sie sagt zu ihrem Vater, der sich mit den wenigen Gästen
unterhält: „Ich geh der Mirl ein wengerl entgegen.“

„Von mir aus!“ brummte der und nimmt den unterbroche-
nen Faden der Erzählung wieder auf.

Gleich einer flüchtigen Gans springt die Bursch von Stein
zu Stein, nicht achtend des Geräusches, das sich von Zeit zu Zeit
unter ihren Füßen loslöst und polternd in die abgrundlose Tiefe
kollert. Todesmutig trotzt das Dirndl der Gefahr des Absturzes,
die ihr bei der schwachen Mondbeleuchtung fast bei jedem Schritte
droht.

„Heilige Mutter Gottes, — hilf mir nur grad, daß ich nit
z'spät komm!“ fleuchte sie dazwischen in sinnloser Angst.

Sie muß den Quirin finden, — sie muß!

Der kommt inzwischen gleichfalls fleuchend, mit leisen, vor-
sichtig tastenden Schritten die entgegengesetzte Seite des Ge-
hänges herab. Aber nicht vor Angst fleucht der stämmige Bursch,
sondern unter der Last des Gensbodes, eines außergewöhnlich
schweren, fetten Exemplares, den er im Rucksack mit sich schleppt
und den er vor einer kleinen halben Stunde erlegt und regelrecht
ausgeweidet hat.

Lang, lang ist er ihm nachgeschlichen, viel Nächte hat er
aufgeopfert wegen dem Teufelsvieh — endlich ist es ihm doch
einmal recht gelegen vor den Schuß gelaufen.

„Halt, wer da?“ tönt es dem Quirin plötzlich entgegen,
während ihm zugleich ein Büchsenlauf entgegengehalten und ein
verdächtiges Knacken des Hahnes hörbar wird.

„Schieß nit — um Gottes Christi willen, schieß nit!“
freischt da plötzlich eine angstvolle Weiberstimme auf und im
selben Augenblick wird der Arm des Jägers, denn dieser ist
es, der dem Quirin den Weg verstellt hat, mit einem kraftvollen
Stoß zur Seite geschwenkt, so daß die Kugel das Ziel ver-
fehlt.

„Mirl! —“ entfährt es dem Geretteten. „Wo kommst
denn Du noch her heut, so spät?“

Der Mirl aber, der kommt jetzt, nachdem sie die drohende
Gefahr durch ihr Dazwischentreten fürs erste glücklich beseitigt
weiß, die nachträgliche Erkenntnis, daß sie dadurch eigentlich
recht unüberlegt gehandelt und sich auf unzweideutige Weise

bloß gestellt hat. — Wär sie sitzen geblieben in ihrem Versteck
hinter einem vorspringenden Felsblock! Was hätte sie es denn
auch angegangen, was die zwei Mannsleut gehabt haben mit-
einander! Die hätten ihre Sach' allein auch ausmachen können.
Aber nein — sie hätte es doch nicht ruhig mit ansehen können,
daß einer den andern über und über schießt! So schlecht ist sie
doch nicht gewesen, trotz allem, daß sie eine Mordtat auf ihr
Gewissen laden hätte mögen. Wenn sie sich nur nicht so schämen
hätte müssen jetzt vor ihrem ehemaligen Schatz! Versteht sich,
kann sie vorderhand auch noch keine Antwort auf dessen Frage
finden.

Der Quirin verlangt sich aber auch gar keine mehr. Die
schuldbehafteten zu Boden gesenkten Augen, die grenzenlose Ver-
legenheit, die der Mirl die ganze Red verschlagen hatte, sind
dem Burschen Antwort genug. So nichtsahnend und arglos
er bis jetzt gewesen ist, so jäh mit einem Schlage kommt ihm
nun die Erleuchtung.

Mit einem einzigen Blick hat er die Situation überschaut:
er stellt dem Jäger sein Bild nach, und der Jäger stellt wieder-
um seinem Dirndl nach! Na, unter solchen Umständen, da hat
ein jeder stad sein dürfen bei der Sach'!

Bloß der Mirl, der hat ers noch sagen müssen, das Not-
wendigste. Und wie der Quirin sich genug ausgeschimpft und
dem falschen, treulosen Dirndl seine Meinung vom Grund aus
gesagt hat gehabt, hat er den Rucksack von der linken auf die
rechte Achsel geschupft, hat dem Jäger noch einen recht verächt-
lichen Blick zugeworfen und ist mit großen eiligen Schritten
abgeschoben.

Der Jäger, der ist über die Enthüllung von seiner Geliebten
Doppelzüngigkeit so perplex gewesen, daß er den Quirin mit
seinem Bild anstandslos fortgehen hat lassen.

Erst wie der Bursch schon gänzlich seinen Blicken ent-
schwunden ist gewesen, hat er sich wieder ermannt und hat zu
der Mirl, die inzwischen auch wieder ihre Fassung zurückbe-
kommen hat, gesagt:

„Hat der das Recht gehabt, daß er Dich so hergestellt
hat?“

Dabei hat er die Mirl mit zornfunkelnden Blicken und
zähneknirschend beim Handgelenk gepackt, so heftig, daß diese
laut aufgeschrien hat vor Schmerz.

„Ich — ich — früher einmal hab ich ihm ja das Hei-
raten versprochen, aber jetzt — jetzt bist mir Du viel lieber!“
hat sie hervorgestottert.

Da lachte der Jäger gellend auf und schauerlich bricht das
Echo an den zackigen Felswänden.

„Auf eine solche Lieb, da verzicht ich gern!“

Dann schultert er mit einem heftigen Ruck sein Gewehr
auf und überläßt es der Mirl, sich allein zurecht und nach
Haufe zu finden.

Während dessen ist der Quirin unter herben Verwünsch-
ungen über seiner Braut Treulosigkeit weitergestabft.

Wie er auf halbem Weg dem Tal zu ist, sieht er seitwärts
neben einem mageren Gestrüpp eine Gestalt liegen.

Interessiert tritt er näher. Die Bursch ist's, deren Kräfte mit
einem Male vor der überanstrengung versagten, und die infolge-
dessen ohnmächtig geworden war.

Boll Schrecken riß der Quirin sie hoch, holte sein Enzian-
fläschl aus der Toppentasche und rieb ihr mit dem belebenden
Geiste die Schläfen. Auch flößte er der Verwundten einige
Tropfen zwischen die bleichen Lippen. Als bald waren seine
Bemühungen von Erfolg gekrönt. Verwundert schlug das Dirndl
die Augen auf. Große, tiefblaue, ungewöhnlich schöne Augen-
sterne waren es, wie dies der Quirin jetzt zum ersten Male
wahrnahm. Wie die Bursch den Gegenstand ihrer Angst und
ihres Kummers heil und unverlezt vor sich sah, mit mitleidig
über sie herabgebeugtem Gesichte, da glaubte sie im ersten
Augenblick zu träumen. Dann aber drohte die Freude sie zu
überwältigen:

„Er lebt!“ jubelte sie auf. „Gerrvergelts-gott tausendmal
dafür!“

Der Quirin, der nicht anderes glaubte, als daß die Bursch
die Angst um den Jäger, der ja viel mit Pächern und Wil-
derern zu tun hat, fortgetrieben hatte, tröstete sie: „Reben tut
er ja! Aber wert ist ers nit, daß Du Dich so abtümmerst
drum, um den Malefizsaggra!“

„Um wen?“ fragt die Bursch ganz verständnislos.

„Na — um den Jäger halt! Schau, schau — wie un-
schuldig sie sich nicht wieder stellen kann jetzt!“

„Um den Jäger?“ Mit verwunderten Blicken fragt dies
das Dirndl.

„Gar kein Schein! — Um Dich ist mir Leid gewesen,
Quirin — um Dich ganz allein!“

Wie Schuppen fällt es dem jungen Burschen von den
Augen. Ist er denn ganz vernagelt gewesen bis jetzt? Der

falschen, doppelzüngigen Dirn ist er nachgelaufen, während dem er ein so braves, goldtreues Herz achtlos beiseite gesetzt hat.

„Herrvergeltsgott!“ hat nun auch der Quirin gesagt. „Weißt nur grad noch nit z' spät ist!“

Noch sind die zwei nicht mit dem Busselgeben fertig gewesen, da ist's hinten angefeuchtet kommen:

„Quirin — Quirin! — Wart ein wengerl, ich möcht Dir was sagen! — Verzeih mir halt meine dumme, unüberlegte Weisheit — ich mag ja doch sonst keinen als wie grad Dich allein, schau!“

Leider hatte die Mirl sich in ihrer Annahme, daß der Quirin ja doch wieder um sie froh sein würde, wenn es auf was ankäme, gründlich getäuscht.

„Verzeihen tu ich Dir, weilst mir das Leben gerettet hast!“ hat ihr der Bursch zur Antwort gegeben. „Aber z'wegen dem andern, da hast Dich schon gesäumt.“

Und die Burgl, die dabei ganz geschämig erglüht ist, bei der Hand nehmend: „Das ist meine Hochzeiterin jetzt — da schau her!“

Nun war also doch eingetroffen, was die Mirl schon einmal so halb und halb befürchtet hatte: sie ist zwischen zwei Stühle gesessen.

(Nachdruck verboten.)

Das Tagewerk der Pariserin.

Von Pierre Valdagne.

Autorisierte Übersetzung von Margarethe London.

1. Anprobe im Modedalon.

In dem bedeutungsvollen Moment, da Frau Maubannes das flutend-helle Vorzimmer des großen Ankleidekünstlers Sequin betritt, sieht sie sich allseitig aufs Liebenswürdigste begrüßt. Mehrere geschmackvoll frisierte junge Mädchen in ihren schwarzen, einfachen und doch so unnachahmlich elegant geschnittenen Kleidchen beeilen sich sofort, ihr auszeichnend höflich, mit angelegentlichem Interesse einen „guten Tag“ zu wünschen. In diesem aufmerksamen Gruße verbindet sich ein anerzogener Respekt vor der guten Kundin mit einem gewissen Gefühl der weiblichen Zusammengehörigkeit. Und dieser kleine Beigeschmack beginnender Familiarität scheint ihr nicht einmal störend zu sein, dieser reizenden Frau Therese Maubannes, der Frau des jungen und tüchtigen Chirurgen, dessen Operationsmesser so zart und zugleich so kühn vorgeht, als ob es sich nicht um Leben und Tod, sondern um eine liebevolle Zärtlichkeit handelte, die man allerdings mit dem Preise von 10 000 Francs nicht allzu billig zu bezahlen pflegt. Frau Therese ist ganz besonders lieblich, und als sie eines schönen Tages bei Sequin anprobierete und reizvoll wie eine lebendig gewordene Blume einem bezaubernden Ballkleid entschlüpfte, konnte sich Alice, ihre bevorzugte Verkäuferin, nicht enthalten, in die Worte auszubrechen: „Ach, Gnädigste sind so süß und niedlich, wie nur eine Rippenfigur sein kann.“ Lächelnd quittierte die sonst so hochmütige blonde Schöne diesen Bewunderungsausbruch mit seinem allerdings etwas kindlichen Vergleiche.

Die junge Frau schreitet durch die mit blühenden Blumen und seltenen Blattpflanzen geschmückte Veranda, in der gemütliche Plauderecken einladend winken, und gelangt nun in den großen Empfangsalon. Sofort ruft eine Stimme aus dem Hintergrunde: „Fräulein Alice, kommen Sie schnell! Frau Maubannes ist da.“ Nun läßt sich Frau Therese im „Allerheiligsten“ dieses Modetempels nieder. Ein wundervoller, großer Saal, ganz in Weiß gehalten, mit seinen in Kernschnitt gefertigten Holzverkleidungen, mit deckenhohen Spiegeln, seidnen Vorhängen und Spitzgardinen an den vier Fenstern. Ringsherum sind Bänke angebracht, auf denen schon Damen Platz genommen haben. In der Mitte des Saales steht ein drehbares Gestell, das aber unter einer Last der köstlichsten Stoffe fast verschwindet. Seide, Foulard, Batist, Spitzen, alles ist da zugleich vertreten! Rechts davon steigt eine breite, bequeme Treppe in das oberste Stockwerk, von dessen Geländer gleichfalls die lachenden Köpfe geschäftiger Frauen herunternicken.

Mitten in diesem spinnwebfeinen, blonden Staube, der durch die unablässig aufgerollten Stoffe sowohl, als auch durch die Decken und dicken Teppiche auf dem Fußboden emporgewirbelt wird, mitten in dieser weichen und lauwarmen Atmosphäre sieht man Damen, nichts als Damen, einen ganzen aufgeregten Bienenschwarm von Damen mit funkelnden Augen und eifrigen Bewegungen — im übrigen fast nur junge Damen, denn der Tyrann Sequin führt das arrogante Prinzip durch, nur junge Damen zu kleiden, die freilich daneben auch noch elegant und reich sein müssen. Diese Damen laufen nervös hin und her, sind eilig und doch gründlich, lebhaft und beschaulich zu gleicher Zeit; sie prüfen, betrachten, untersuchen — vor allem fragen sie.

Zwischen ihnen schlängeln sich jene hübschen, intelligent blickenden, unermüdetlich anpreisenden „Fräuleins“ — die gepuzten, angespannt arbeitenden Skabinen der Mode mit ihren eleganten Frisuren, ihren in der Taille fest zusammengehaltenen schwarzen Kleidern — deren Aufgabe es zu sein scheint, den Kundinnen jeden Wunsch von den Augen abzulesen, und die lächeln, immer lächeln müssen.

Eben hat Alice wortreich eine der bekanntesten Schauspielergößen des Vaudeville hinauskomplimentiert und stürzt sich nun schnell auf die ehrenvolle Aufgabe, Frau Maubannes zu bedienen.

„Natürlich, Gnädigste, Ihr Kleid liegt bereit.“ „Das will ich hoffen, denn morgen brauche ich es schon höchst dringend. Übrigens — war das nicht Fräulein Desforets, die da eben hinausging?“

„Zu dienen, Gnädigste.“

„Was arbeiten Sie denn für die?“ „Sofort steht Fräulein Alice ausführlich Rede und gibt sogar „Bied und Beschreibung“ der zu liefernden Herrlichkeiten; mit wahrer Andacht hängt Frau Maubannes an dem gewandt plaudernden Munde. Handelt es sich doch um etwas Hochwichtiges, um eine neue Rockform, um etwas noch nicht Dagewesenes, Kühnes, das nur der gottbegnadete Künstler Sequin erfinden konnte und das er in diesem Sommer in die Welt der Mode schleudern will.

„Was sagen Sie? Also immer noch anliegend über den Hüften?“ sprudelt Frau Maubannes erregt hervor.

„Gewiß, über den Hüften sowohl, als auch um „das Reich der Mitte“, scherzt Fräulein Alice als getreues Echo ihres „Meisters“. Geschäftsklug nach demselben Vorbild fügt sie aber noch hinzu: „Ein Modell, geradezu extra für die Figur von Frau Maubannes geschaffen.“

Dann aber fährt sie mit den anschaulichen Darstellungen der gepriesenen Neuheit fort. Ein Doppelrock ist es diesmal. Er wird in Kniehöhe geschlitzt und läßt die unzähligen, geschickt arrangierten Falten des unteren, weiter geschnittenen Rockes zur Geltung kommen, der sich gegen den Saum zu entfaltet wie die Blütenkrone einer ungekehrten Blume.

„Nun aber, wie ist die Taille dazu?“ fragte Therese Maubannes dringend weiter.

„Guipureeinsätze, flache, kurze Ärmel mit Guipure- und Seidenpuffen, dazu besonders breite Schultern.“

Neugierig wie ein Rotkehlchen, kann sich Frau Maubannes nicht enthalten zu fragen: „Hat Fräulein Desforets eine schöne Gestalt?“

Dilematisch antwortet Fräulein Alice: „Groß ist sie.“

„Hat sie nicht einen runden Rücken?“

„Es kann immerhin möglich sein — eine kleine Wölbung.“ „Ja, ja, das konnte man dieser Tage auf der Bühne ganz deutlich sehen. Sie trug da eine ihrer defolletierten Ballroben, und da ist es sogar einer meiner Freundinnen aufgefallen.“

Aus aller Welt.

O. K. Der Mensch in der Höhenluft. In den Sommer-tagen, da die Bergriesen der Alpen wieder der Zielpunkt der unternehmungslustigen Touristenwelt sind und Hochgebirgstouren den Hauptanziehungspunkt der Reise bilden, haben die neueren Forschungen und Experimente des bekannten italienischen Professors A. M o s s o über die eigentümlichen Wirkungen der Höhenluft auf den menschlichen Organismus ein besonderes Interesse. Eine wichtige Station für diese Unternehmungen ist die frühere bescheidene Margaretten-Hütte auf der Kuppe des Monte Rosa in einer Höhe von 4560 Metern, die heute auf Initiative der Königin-Mutter von Italien und mit tatkräftiger Unterstützung durch den Herzog der Abruzzen in ein wissenschaftliches alpines Laboratorium großen Stils umgewandelt worden ist. Es ist heute ein ganz mit Kupfer bekleidetes Gebäude, das mehrere Zimmer mit einer bedeckten Terrasse enthält, die zum Teil meteorologischen Beobachtungen, physikalischen Studien und physiologischen Untersuchungen dienen, zum Teil zur Wohnung des Personals eingerichtet sind, das hier während der heißen Jahreszeit wohnt. Zu dem Kongreß der internationalen Vereinigung der Akademien in London brachte Mosso den Antrag ein, diesem Monte Rosa-Laboratorium, das auch mit zahlreichen Apparaten und Instrumenten ausgerüstet ist, in anbetrach seiner hohen Bedeutung für wissenschaftliche Zwecke, einen internationalen Charakter zu geben. Bei seiner ersten Expedition auf den Monte Rosa, die hauptsächlich der Untersuchung des viel umstrittenen Phänomens der Bergkrankheit galt, kam Mosso zu der Überzeugung, daß die einfache Verminderung des Sauerstoffes, verursacht durch die Verdünnung der Luft in höheren Regionen, zur Erklärung des Phänomens nicht genügend ist, daß seltsamerweise der menschliche Organismus im Gebirge, wo er zur Ersetzung

Des ihm mangelnden Sauerstoffes kräftiger atmen müßte, tatsächlich weniger atmet, als in der Ebene. Weiter führten diese Beobachtungen den italienischen Physiologen zu dem unerwarteten Schlusse, daß die nervösen Erscheinungen der Bergkrankheit auch einer Verminderung der Kohlensäure im Organismus zuzuschreiben sind, von der der menschliche Organismus unter normalen Bedingungen ein beträchtliches Quantum, ungefähr 40 Prozent, enthält. Vor der zweiten Monte Rosa-Expedition suchten der Professor Mosso und sein Assistent, Dr. Marro, die Richtigkeit dieser Beobachtungen noch auf andere Art zu prüfen. Zu den Experimenten verwandten sie eine große pneumatische Kamera, eine Art Glocke von einer Kapazität von 853 Litern, in der ein Mensch sich gerade annähernd bequem aufhalten konnte. Man stellte einen hermetischen Verschuß her, und von zwei von einem elektrischen Motor bewegten Pumpen zogen abwechselnd die Luft an sich, die man durch einen Gasometer passieren ließ. Mit diesem Apparat sollte untersucht werden, ob bei Verminderung des Luftdruckes in der Glocke die dem Körper entzogene Quantität Kohlensäure größer wäre, als die unter normalen Verhältnissen festgestellte. Dieses „Ausspumpen“ der Versuchsobjekte hatte natürlich seine Schwierigkeiten, und zur gänzlichen Vermeidung von Fehlerquellen wurde die zu analysierende Luft statt durch die Pumpen, die häufig trotz größter Vorsicht während der Depression noch äußere Luft in den Kolben durchließen, in große umgedrehte Flaschen geleitet, die voll Wasser waren, und in denen das Wasser von der aus der pneumatischen Glocke eindringenden Luft verdrängt wurde. Bei einer Luftverdünnung in der Glocke, wie sie sich etwa auf dem Col d'Olen in einer Höhe von etwa 2900 Metern findet, wurde nach einer halben Stunde konstatiert, daß der Versuchsperson 1½ bis 2 Gramm mehr Kohlensäure entzogen wurde, als bei normalem Barometerdruck. Ein für die Erklärung dieser Phänomene wichtiges Experiment ist ferner die bereits von mehreren Physiologen an Tieren vorgenommene Analyse des Blutes bei verschiedenem Barometerdruck, um die wechselnde Quantität der Gase im Blute zu studieren. Mosso verwendet zu diesem Zwecke den neuen von Bacroft und Galbanc erfundenen Apparat, der außer der großen Genauigkeit den Vorteil bietet, leicht transportierbar zu sein. Die Analysen können damit an einem ganz geringen Blutquantum, einem einzigen Kubikzentimeter etwa, angestellt werden. Mosso suchte dabei die Analyse des Blutes, das einem Hunde oder Kaninchen möglichst vorsichtig entzogen wurde, möglichst zu beschleunigen, um alle etwaigen organischen Veränderungen des Blutes nach seiner Entfernung aus dem Körper zu vermeiden. Vergleichende Experimente wurden im vorigen Sommer in verschiedenen Höhen angestellt: in Turin (276 Meter), in Gressoney-la-Trinité (1627 Meter), auf dem Col d'Olen (2900 Meter) und schließlich in der Margaretenhütte (4560 Meter), wo der Luftdruck auf 430 Millimeter herabging; dieselben Experimente wurden in der pneumatischen Kamera wiederholt. Die Experimente bestätigen die Verminderung des Sauerstoffes und der Kohlensäure am Körper infolge des geringeren Luftdruckes, und die das Phänomen beleuchtenden Kurven zeigen, daß dieser Vorgang sich in viel energischeren und intensiveren Formen vollzieht, als man bisher annahm. Um diese Intensität zu erklären, genügt freilich nicht allein die Tatsache, daß das Blut in großen Höhen weniger Sauerstoff in der Luft vorfindet, und daß es ihm nicht gelingt, sich wie unter gewöhnlichem Luftdruck mit Sauerstoff zu sättigen, auch nicht die Tatsache der leichteren Verdunstung des Wasserdampfes aus den Lungen, die auch eine stärkere Absorption des Kohlenanhydrits ermöglicht. Professor Mosso glaubt, daß der wesentliche Grund für alle quantitativ veränderte Elimination der Gase aus dem Körper in chemischen Prozessen besteht, die bei Verminderung des Druckes der äußeren Luft im Blut und im Innern der Gewebe selbst sich vollziehen.

(Nachdruck verboten).

Käselecke.

Bilderrätsel.



De 4.

Tauschrätsel.

Feige, Ruh, Rade, Hans, Magie, Kasse, Gau, Weste, Band, Eulen, Reim, Eiter, Rock, Wolle, Rachen, Alm.

Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes Hauptwort zu bilden. (wie von „Maus“ das Wort „Maus“ oder „Main“) Die neu eingefügten Buchstaben müssen im Zusammenhang ein Familienfest bezeichnen.

Silberrätsel.

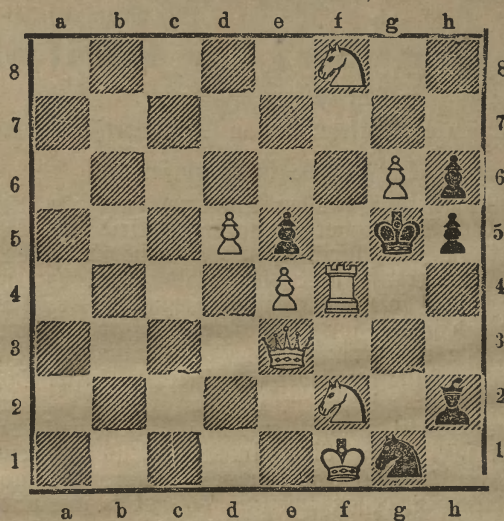
Aus nachstehenden 28 Silben

a a ha be bi christ de di ei er fug gen ha i li li
na nacht ne ni non o ri son sim ter ti un

sind 11 Wörter zu bilden von folgender Bedeutung: 1. altrömische Göttin; 2. Nahrungsmittel; 3. Vergehen gegen die öffentliche Ordnung; 4. Gefäß; 5. biblischer Held; 6. christliches Fest; 7. Antilleninsel; 8. Gebirge in Asien; 9. juristische Bezeichnung; 10. Gestalt der griechischen Sage; 11. Waffe. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben die Namen eines europäischen und eines amerikanischen Staates.

Schachaufgabe.

Von R. Erlin in Wien.



Weiß.

Weiß zieht und setzt in 2 Zügen matt.

(8+6)

Auflösung des Bilderrätsels.

M Heil!

Auflösung des Worträtsels.

Nachtlicht.

Auflösung des Telegraphenrätsels.

Berlin, Lachs, Otto, Usin, Dora, Lilie, Kant, Ziege, Neger, Taube.
Bei Nacht sind alle Ragen grau.

Auflösung des Merkrätsels.

Man ist nie glücklich auf Kosten des Glücks anderer.

Auflösung des Tauschrätsels.

Bauer, Gras, Erle, Sand, Fuder, Korbb. — Urlaub.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenverteilung:

B. aA, 7; bK, D, 8, 7; dD, 9, 8, 7.
M. a, b, c, dB, a10, 9, 8; bA, 9; cA.
S. aK, D; cK, D, 9, 8, 7; dA, 10, K.
Stat: b10, c10.

Bei dieser Kartenverteilung geht das Spiel:

1. B. bD, bA, aK (-18) 2. S. cK, aA, cA (-26)
3. B. bK, b9, dA (-15). Damit haben die Gegner 59.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Willi Goltz, Sophie Trillhose, Max Mauseberger, Guhr, Erna Holz, Willi Bozorski, Margarethe Stamer, Brandenburger, Bromberg.